



Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasilien.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastoral Konferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

Bestellungen auf den Christenboten nehmen entgegen
die Pfarrämter in Badenfurt, São Bento, Blumenau,
Brusque, Florianopolis, Hammenia, Itoupava, Pom-
merode, Chereopolis, Santa Chereza, Gimó in Santa

Catharina; Lapa in Paraná, Santos, São Paulo, Rio
Claro, Campinas in São Paulo; Juiz de Fora in Minas
Geraes; California, Leopoldina in Espírito Santo;
Rio de Janeiro, Petropolis in Rio de Janeiro.

Der Christenbote erscheint Anfang jedes Monats und
kostet in Santa Catharina 1\$ 000, in Mittel-Brasilien
1\$ 500. Der Bezugspreis ist an die betreffenden
Pfarrämter zu entrichten.

6. Jahrgang.

Blumenau, im August 1913.

Nr. 8.

Entschiedenheit.

Matthäus 16, 26: Was nütze es dem Menschen,
so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden
an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben,
daß er seine Seele wieder löse?

Es hat einen Zeitpunkt im Leben Jesu gegeben, von dem ab das Unerbittliche seiner Forderungen erst voll ans Licht tritt, von dem ab seine Gestalt für uns ins Riesengroße wächst. Er hat eine Entscheidung in seinem Innern vollzogen, und diese Entscheidung eben ist es, die seine Forderungen so unerbittlich macht. Es handelt sich für ihn nicht mehr um Gewinnung der Massen des Volkes für Gottes Reich, der Kampf um die Seele des Volkes ist für ihn zu Ende, obwohl Tausende noch immer zu ihm kommen; seine Gedanken haben etwas viel größeres erzwungen und sind darinnen zur Klarheit gekommen. Seine Augen blicken hinaus über das Diesseits, sie schauen ins Jenseits. Der Menschensohn, der auf den Wolken des Himmels kommt (Daniel 7, Vers 13 und 14), wird ihm zum Abbild seiner selbst. Sein Lebensweg, das wird ihm nun gewiß, führt nicht hinauf, sondern, menschlich angesehen, hinab, er führt zum Tode; und doch nicht zur Vernichtung, sondern durch des Todes Pforte zur Vollenbung. Er wird einst wiederkommen, und dann wird ihm von Gott alle Herrschaft übergeben werden, bis er selbst sie Gott zurückgibt, damit Gott sei alles in allem. Das ist die Zeit gewesen, da Petrus in der Einsamkeit des Hermon-gebirges, dort oben im Norden Palästinas bei Cäsaräa Philippi bekannte: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn“; das ist die Zeit gewesen, da er seine Jünger „anfuhr“, sie sollten es niemand sagen, dieselbe Zeit, da er Petrus einen Satan nannte, weil er nach gewöhnlich menschlichen Maßstäben urteilte: „Herr schone deiner selbst; das widerfahre dir nur nicht!“ Das war die Zeit, wo Leben und Tod auch für seine Jünger in seinen Gesichtskreis trat: „Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir! Denn wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden.“ Das ist die Zeit gewesen, wo es als überwältigende göttliche Wahrheit in ihn kam: „Was nütze es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder löse?“ Nehmen wir ein anderes Wort hinzu, das nicht lange danach gesprochen ist, so werden wir einen Einblick tun können in die Unerbittlichkeit des Willens Gottes, in der Jesus gelebt und die in jenem Zeitpunkt ans Licht trat: „So deine Hand oder dein Fuß dich ärgert, so haue ihn ab und wirf ihn von dir. Es ist dir besser, daß du zum Leben lahm oder ein Krüppel eingestehst, denn daß du zwei Hände oder zwei Füße habest und werdest in das ewige Feuer geworfen. Und so dich dein Auge ärgert, so reiße es aus und wirf es von dir. Es ist dir besser, daß du einäugig zum Leben eingestehst, denn

daß du zwei Augen habest und werdest in das höllische Feuer geworfen.“ — Welche Gedanken, welche Ziele! Ist uns nicht zumeist das Leben und die Gesundheit das höchste Gut, scheint uns nicht zumeist der Tod das Uebel aller Uebel!? Und hier steht der vor uns, nach dem wir uns Christen nennen und zeigt uns unsere ganze Kleinheit, unsere Unentschiedenheit im Umdenken dessen, was uns wertvoll scheint, was auch ihm wertvoll gewesen ist, aber nun dahinsinkt als etwas Wertloses. Gottes Willen zu tun, ohne zu tändeln mit der Schwachheit des Willens, Gottes Führung im Leben zu folgen ohne Widerrede, das ist das Ziel, das er vor uns stellt, darin er uns vorangegangen und uns zuruft und begeistert durch sein Vorangehen: Wir nach, ihr Christen alle!

Ja, was wäre die Welt, gewonnen, gegen die Seele? Berührt uns dieser Gedanke Jesu nicht immer wieder als etwas ganz Neues? Im allgemeinen das Böse meiden, sich hüten vor schweren Ausschreitungen, das liegt uns ganz nahe. Aber eine derartige Hochschätzung der Seele?

Wir erinnern uns unserer Kindheit und des Lebens unserer Seele, und wenn nicht, dann können wir immer von neuem an den Kindern sehen, wie die Seele ist, wenn sie aus Gottes Hand kommt. Stellen wir dem entgegen, was wir heute sind! Manchmal kommt es uns schmerzlich zum Bewußtsein, aber es ist oft nur Gefühl und weiter nichts; ein Ruck, und wir haben hinweggeschaut, was uns bange machte. Gewiß kann es nicht unsere Sache sein, zu trauern über Verfehrungen unserer Seele, dadurch kommen wir nicht vorwärts. Aber das muß unser ernstliches Anliegen sein, zu denken über die Seele, wie Jesus gedacht hat. Wie klein kann es uns machen, wenn er so entschieden ausspricht: Oder was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder löse? Daß wir zurückkämen von falschen Wegen, daß wir erschrecken möchten im Bewußtsein, daß wir nur eine Seele haben und daß sie, verloren, nicht mehr gewonnen werden kann! Daß wir erkennen, daß jedes Handeln wider das Gewissen eine Knechtung unserer Seele bedeutet, daß wir uns nichts gestatten dürfen, auch an kleinen Sünden! Gottes Vergebung vermag gewiß viel, aber die Folgen der Sünde, wie wir sie tagaus tagein in dem Mangel an feineren Regungen des Gewissens erleben, hinwegnehmen, das liegt nicht in seiner Absicht.

Was ist aus unserer Seele geworden auf der Höhe der Lebensbahn, auf der wir jetzt angelangt sind? Wir wollen uns die Frage vorlegen und beantworten. Und dann wollen wir Gott bitten um so ernste Entschiedenheit, wie wir sie an Jesus sehen. Und das um so mehr, als heute mehr als sonst Menschen nötig sind, die den andern Rechenschaft zu geben vermögen über den Wert der christlichen Religion, mehr als sonst Menschen, die durch ihr Handeln und ihre Worte andere ganz gewiß zu machen vermögen, daß es sich lohnt, ein Leben nach Gottes Willen zu führen, weil wir dann unsere Seele bewahren.

Aus der Heidenmission.

Am 19. März waren hundert Jahre verflossen, daß David Livingstone geboren wurde. Wenn auch in dieser Zeit das Gedächtnis an das glorreiche Jahr 1813 die Herzen des deutschen Volkes mit Macht umfängt und ausfüllt, so dürfte es doch eine einfache Forderung der Gerechtigkeit und der Dankbarkeit sein, darüber des ehlen Schotten nicht ganz zu vergessen, der so viel für die Sache des Christentums und der Menschlichkeit getan und der dafür sein Leben geopfert hat. Aus schließlichem Arbeiterstand hervorgegangen, hat er mit eiserne Fleiße es ermöglicht, Medizin zu studieren — von vornherein mit der festen Absicht in die Heidenwelt hinauszugehen und ihr vielgestaltiges Elend lindern zu helfen. Nach Südafrika führte ihn zunächst sein Weg als einen Boten der Londoner Missionsgesellschaft, aber es zeigte sich bald, daß er nicht dazu berufen war, als ein Missionar im gewöhnlichen Sinne des Wortes sein Leben hinzubringen. Der „dunkle“ Erdteil Afrika mit seinen unerforschten Geheimnissen und seinen unsagbaren Schrecken — es sei nur das eine Wort Sklavenhandel genannt — zog ihn mehr und mehr in seinen Bann — und aus dem Missionar wurde der Forschungsreisende, der doch nie aufhörte ein Missionar zu sein. „Den Reisenden mit der Bibel in der Hand“ hat ihn ein deutscher Forscher genannt, und in der Tat war die Heilige Schrift, die er selbst als die „magna charta aller Zivilisation“ bezeichnete, sein ständiger Begleiter.

Er ist der erste Weiße gewesen, der Afrika von Ost nach West durchquert hat. Gewaltige Aufgaben hatte er sich gestellt: Die Quellen der großen afrikanischen Ströme aufzufinden, vor allem des Nils. Eine offene Straße für das Christentum und den Handel zu bahnen, bezeichnete er selbst wiederholt als den Zweck seiner Reisen und seiner geographischen Forschungen. Auch für den Handel — denn in der Eröffnung eines reellen Handels sah er das sicherste, ja das einzige Mittel, dem fluchwürdigen Handel mit Menschenfleisch, dem Sklavenhandel, ein Ende zu bereiten. Jammer wieder haben die Greuel dieses Handels ihm das Herz zerrissen. In seinem Dankesbrief an den „New York Herald“ für die Sendung Stanleys, der den jahrelang Verschollenen endlich wiedergefunden, schrieb er noch am 1. Mai 1872 das denkwürdige Wort, das als eins seiner großen Vermächtnisse auf seinen Grabstein in der Westminster-Abtei in London eingemeißelt ist: „Alles, was ich in meiner Einsamkeit sagen kann, ist: Möge des Himmels reicher Segen auf jeden — Amerikaner, Engländer, Türken — herabkommen, der die offene Wunde der Welt heilen hilft.“

Nicht alles, was er sich vorgenommen, hat er erreicht. Aber er hat den Grund gelegt, auf dem die großen Afrikaforscher, ein Stanley, ein Bismann und wie sie alle heißen, weitergebaut haben. Und er hat, wie kaum ein anderer dafür gesorgt, daß der Name des Weißen und des Christen einen guten Klang in Afrika hatte. Nur ein einziges Mal hat er auf seinen vielen Reisen gegen Menschen von seiner Waffe Gebrauch gemacht. Die Eingeborenen merkten es gar bald, daß er auch in ihnen den Menschen achtete und liebte. Und er war auch ihnen gegenüber stets ein Gentleman. „Feines Betragen“ erklärte er „unter Barbaren für ebenso notwendig wie unter den Zivilisierten“.

Noch lange nach seinem Tode lebte in Afrika in den Herzen der Neger das Gedächtnis an den „guten, weißen Doktor“. Wieviel Liebe er sich erworben, das machte sein Zeichenzug ergreifend offenbar: Auf ihren Schultern haben seine treuen schwarzen Diener seinen Leichnam 1800 Kilometer weit vom Ufer des Tanganjikasees bis zur Küste des Ozeans getragen, quer durch das heutige Deutsch-Ostafrika hindurch.

Auf seinem Grabstein in der Westminster-Abtei, wo ihm sein dankbares Vaterland unter den Großen des Volkes die letzte Ruhestätte bereitet hat, stehen die Worte: „Missionar, Reisender, Philantrop“. Möchte in jedem, der in die deutschen Kolonien hinauszieht, etwas von seinem Geiste leben, dann wird es wohl bestellt sein um die Sache der christlichen Kultur, die doch der letzte Zweck alles Kolonisierens sein muß.

Die Bedeutung der Schulbildung für die deutschen Kolonien behandelt Professor Dr. Menges in Hamburg in einem beachtenswerten Aufsatz „Mission und Kultur“ im Februarheft der „Kolonialen Rundschau“. Von seinen bedeutsamen Ausführungen seien die wichtigsten hier mitgeteilt. Er schreibt u. a.: „Genau so, wie in der Heimat die Volksschule unendliche wirtschaftliche Werte geschaffen hat, indem sie das geistige Niveau

der arbeitenden Klassen hob, wirkt sie auch in den Kolonien. Der Eingeborene, der lesen und schreiben kann, ist für Arbeiten zu gebrauchen, für die er sonst nicht in Betracht kam als Handwerker, Maschinist, Unterbeamter, Handlungsdiener usw. So steigt seine Erwerbsfähigkeit und das Streben, allerlei Nützliches zu kaufen. Die Fülle der Gegenstände, die sich da als notwendig erweisen, ist ja nahezu unbeschränkt, und unser Handel hat an solchem Wachsen des Bedürfnisses das größte Interesse.“

Der Eingeborene lernt aber auch mit dem Erworbenen besser Haushalten. Die Sparkassen in unseren Kolonien sind hier sehr segensreich, und es ist zu erwarten, daß sie beim Steigen der Volksbildung immer größere Einlagen der Eingeborenen aufweisen werden.

Welchen Grund kann man haben, die Schulbildung mit unfreundlichen Augen anzusehen? — Ich glaube, im letzten Grunde ist es doch nur das, daß man ungern den Menschen niedriger Kultur sich zu einer höheren Stufe anporringen sieht. Daß bei diesem Uebergang mancherlei Anzuträglichkeiten und auch Kapitulationen mit unterlaufen, ist bedauerlich, aber nicht zu vermeiden. Aber ist das Drängen zum Licht empor nicht ein berechtigter Trieb? Ist es nicht gefährlich, derartige elementare Triebe gewaltsam zu hindern? Ist es nicht weiser und besser, sie zu leiten und in rechte Bahnen zu lenken? Wenn heute weit über 100 000 Schulkinder in die Schulen unserer Kolonien gehen, ohne daß ein Schulzwang existiert, so ist das doch ein solcher Trieb zum Licht hin, der unsere Aufmerksamkeit verdient.

Außer einer kleinen Anzahl von Regierungsschulen wird dies Werk allein von den Missionen getragen, und wird dieser Schulbetrieb in der Hauptsache bestritten aus den Beiträgen, die der fromme Sinn der Missionsfreunde beisteuert. Es giebt auch in Deutschland einige wohlhabende Leute, die den Missionen größere Gaben zuwenden, aber zumeist sind es kleine Leute, Bauern, Handwerker, Dienstboten, Witwen, aus deren Mitteln diese Arbeit getan wird. Die eigentlichen kolonialen Kreise stehen ihr meist noch ganz fern.

Es versteht sich von selbst, daß unter diesen Umständen nur unter bescheidensten Verhältnissen gearbeitet werden kann.

Diese Dürftigkeit der deutschen Missionen ist in der Welt sprichwörtlich geworden, aber sie verdient nicht den Spott der deutschen Landleute. Denn die Missionen arbeiten für die anderen, nicht für sich, und verdienen Anerkennung und Förderung.“

Die Juninummer der „Evangelischen Missionen“ enthält einen sehr bemerkenswerten Werberuf für die Mission aus der Feder des bekannten Berliner Naturforschers Professor R. Reichenow.

In dem die Ueberschrift: Spenbet für die Mission! tragenden Artikel heißt es am Anfange: „Wenn vor einigen Jahren jemand prophezeit hätte, daß ich dereinst für die Heidenmission in unseren Kolonien Geld sammeln würde, so wäre die bekannte Bewegung des Zeigefingers nach der Stirn die einzige Antwort gewesen, denn in wissenschaftlichen Kreisen ist die Ansicht allgemein verbreitet, daß wir das schnelle Schwinden der alten Eingeborenenkultur hauptsächlich der Missionstätigkeit zuschreiben müssen. Hier liegt ein gewaltiger Irrtum vor, denn von dem Augenblicke an, wo die Weißen in irgendeinem Lande zu Erwerbszwecken festen Fuß fassen, ist das Todesurteil über die ursprüngliche Kultur gesprochen.“

Nachdem Professor Reichenow dies im Einzelnen ausgeführt und die noch immer viel zu sehr unterschätzte Bedeutung der Missionsarbeit für den Aufbau einer neuen Kultur, für die Wissenschaft usw. hervorgehoben, schließt er folgendermaßen: „Niemals wurde mir der günstige Einfluß der Missionen handgreiflicher vor Augen geführt als bei der Inlandreise, die ich in Deutsch-Neu-Guinea mit Missionar Reyer (Neuendettelsauer Mission) 1909 von Finschhafen aus unternahm. So weit damals der Einfluß der Mission reichte — drei Tagereisen ins Innere hinein — wanderten wir auf gangbaren Pfaden, die Dörfer waren reinlich, die Hütten in gutem Zustande. Dann änderte sich das Bild mit einem Schlage: unwegsamste Gelände, jämmerlichste Behausungen und vereinzelte Hütten in den Wipfeln der Bäume. In die Baumhäuser flüchtet sich nachts die Bevölkerung, wenn, wie dies in den größten Teil des Jahres der Fall ist, zwei Nachbardörfer im Kampfe liegen. Dort oben ist man zwar vor Ueberfällen sicher, aber Hunger und Elend halten ihren Einzug, denn auch bei Tage traut man sich aus Angst vor dem lauernden Feinde nicht in die Felder.“

Noch wenige Jahre früher gab es Baumhäuser in allen Dörfern bis zur Küste. Durch den friedensstiftenden Einfluß der

Missionare sind sie verschwunden, und das Land ist in sichtlichem Aufblühen begriffen. Unterstützung der Mission in unsern Kolonien ist also ein Werk von nicht zu unterschätzender Bedeutung auch für die wirtschaftliche Erschließung des Landes."

Von reichem Erntesegen im Jahre 1912 kann die Rheinische Mission in ihrer neusten Statistik berichten. Im ganzen wurden 18 269 Heiden getauft, davon in Sumatra allein 14 042, in Südwestafrika 2265, auf Nias 1725, auf Borneo 260, in der Kapkolonie 174, auf Mentawai und Enggano 100, in China 99 in Neu-Guinea 42. Die Gesamtzahl aller Gemeindeglieder auf den verschiedenen Gebieten der Rheinischen Mission betrug Ende des vorigen Jahres 197 897, also nahezu 200 000, dazu kommen noch 22 170 Taufbewerber. In 799 Schulen werden im ganzen 47 373 Schüler unterrichtet. Die finanziellen Leistungen der heidenchristlichen Gemeinden betrugen im letzten Jahre 327 453,59 Mark. Im Dienste der Rheinischen Mission standen 207 europäische Missionsarbeiter, nämlich 166 ordinierte Missionare, 19 nichtordinierte Europäer (Ärzte, Lehrer, Pfleger, Landwirte usw.) und 22 unverheiratete Missionschwester. Neben ihnen arbeiten 1259 eingeborene Prediger und Lehrer sowie 2458 Aelteste und sonstige Gemeindeglieder.

Ueber den Segen der ärztlichen Missionsarbeit schreibt Missionar Meisel in Pangaribuan (Sumatra) in seinem letzten Missionsjahresbericht: „Unser Gemeindefrankenhaus erweist sich als eine rechte Segensstätte und ist ein Faktor, ohne den man nicht mehr rechnen kann. In der Poliklinik suchten 3425 Patienten Rat in 12 954 Einzelberatungen. An Kranken durften wir 142 Personen aufnehmen mit 1997 Verpflegungstagen. Der Betrieb wurde in der gleichen Weise fortgesetzt, wie er sich im ersten Jahr bewährt hat. Das Gehilfenpersonal blieb dasselbe. Ich darf diesen meinen Mitarbeitern das Zeugnis ausstellen, daß sie gern und treu ihre Pflicht all an den armen und kranken Glenden erfüllt haben. Ohne Zweifel übt die Gewissenhaftigkeit und Selbstverleugnung, mit der die Leute die Gehilfen ihren Beruf ausüben sehen, auf alle Schichten der Bevölkerung einen wohlthätigen erzieherischen Einfluß aus, der in späteren Zeiten seine Früchte zeitigen wird. Es ist ja alles Zukunftsarbeit. Gerade die ärztliche Seite unserer Missionsarbeit zeigt uns, wie sehr die Heiden und leider auch viele Christen noch im Bann der altväterlichen Anschauungen gefangen sind. Da tut denn die ärztliche Tätigkeit guten Aufklärungsdienst. Daß mancher Gang der Gehilfen, manches Wort, manche Ermahnung, vergeblich ist, darf uns nicht verwundern und erst recht nicht entmutigen. Der alte, feste Wall des Aberglaubens fällt nicht mit einem Mal, aber die Breschenleger sind fleißig an der Arbeit. Die Tätigkeit der Gehilfen beschränkt sich nicht auf den Dienst in Poliklinik und Krankenhaus. Sie müssen fleißig Dorf- und Filialbesuche machen, um die Kranken zu behandeln, die nicht auf die Station kommen können oder wollen. Nicht überall ist der Empfang freundlich und die angebotene Hilfe willkommen, hat man sich doch bereits mit viel wirksamerer Medizin versehen. Manchmal trifft man am Krankenlager mit der batavischen Hebamme und dem batavischen Heilkünstler alten Stils zusammen und es fällt ihrerseits manches Schmäh- und Schimpfwort, doch da gilt es: „Unverzagt hineingewagt“. Viele nehmen Rat an und folgen gern der Einladung ins freundliche Krankenhaus, wo das Gesundwerden noch einmal so schnell geht, als daheim in der rauchigen, schmutzigen und lichtlosen Kammer. Und es dürfte manche geben, denen der Aufenthalt im Krankenhaus unter freundlichen, hilfsbereiten Menschen nicht allein Heilung des äußern Menschen brachte, sondern die auch innerlich den Entschluß zu einem neuen Leben faßten. Das bezeugte uns u. a. das Zeugnis eines Kranken, der nach der Heimkehr seinen Dorfgemeinden erzählte: „Jetzt kann ich mir den Herrn Jesus in seiner Liebe zu den Menschen ganz anders vorstellen, nachdem ich im Krankenhaus gesehen habe, mit welcher Liebe man die Kranken pflegt und versorgt. Ich will fortan mein Herz ändern.“ Dieser Mann war als besonders verstockt verschrien und die Sorge seines Lehrers. Jetzt hat dieser in allen Gemeindeangelegenheiten eine Hilfe an ihm."

Daß in China tatsächlich eine neue Zeit angebrochen ist, dafür bringen politische Zeitungen und Missionschriften immer wieder Belege, die es wohl verdienen in den weitesten Kreisen

beachtet zu werden. Einige der wichtigsten seien hier erwähnt. Um den 20. April wandte sich der Präsident Yuanseikat an die chinesischen Christen mit folgendem Anliegen: „Das Gebet der Christen wird erbeten für das Reichsparlament, das jetzt seine Sitzungen begonnen hat, für die neu errichtete Regierung, für den noch zu wählenden Präsidenten, für die Konstitution der Republik, dafür, daß die neue Regierungsform von den Mächten anerkannt werde, daß Friede in unseren Grenzen herrsche, daß zu den Reichsämtern starke, tugendhafte Männer gewählt werden, daß die Regierung auf festem Grunde aufgebaut werde.“ Der Sonntag Rogate (27. April) ist demgemäß im ganzen chinesischen Reiche überall in den Christengemeinden als ein Landesfesttag für das Vaterland und seine wichtigen Entscheidungen innegehalten worden. Auch in den weitesten Kreisen Englands ist der Sonntag Rogate teils durch Bittgottesdienste in den Kirchen, teils durch große öffentliche Gebetsversammlungen für China gefeiert worden. Die größte englische Zeitung, die „Times“, schreibt in einem Zeitartikel über diese in der Tat denkwürdige Aufforderung Yuanseikais an die Christen: „Es ist sicherlich ein Beweis des chinesischen Wunsches, die neue Verfassung mit der Hilfe und der Unterstützung derjenigen aufzurichten, die einen Glauben bekennen, welchen sie noch vor kurzem versuchten aus ihrem Lande auszurotten. Wir dürfen wohl annehmen, daß es ein Eindruck eines wachsenden Gefühls dafür ist, daß ihr eigener Ahnenglaube den Bedürfnissen der entscheidungsvollen Tage, in denen sie stehen, nicht mehr genüge.“

Vor den Toren Pekings liegt in einem uralten Zypressenhain der Himmelsaltar, das Hauptheiligtum der chinesischen Staatsreligion, das nur der Kaiser betreten durfte, wenn er zweimal im Jahre als Hoherpriester für sein Volk die Günst und Vergebung des Himmelsgottes erbat. Die neue Regierung hat in diesem Jahre vom 1.—10. Januar den Hain für das ganze Volk geöffnet. Bei dieser Gelegenheit veranstaltete die Christliche Evangelisations-Vereinigung in Peking am Himmelsaltar einige große Versammlungen. Von der Plattform des Altars wurde von mehreren Rednern das Evangelium verkündigt. Auch Dr. John Mott hat gelegentlich seiner Reise durch die ostasiatischen Missionsgebiete den Himmelsaltar besucht und eine Evangelisationsansprache von ihm gehalten.

Es ist gewiß richtig, daß mit alle dem China noch kein christliches Land ist. Aber davor kann niemand die Augen verschließen, daß es einen gewaltigen Umschwung bedeutet und daß die Türen für das Christentum in China so weit geöffnet sind, wie nie zuvor.

Im Monatsblatt des „Evangelischen Bundes“ Juni 1913 lesen wir folgenden Aufruf den wir im Auszug unseren Lesern bringen möchten:

Evangelische, unterstützt die evangelische Mission, sammelt für die Nationalspende!

Des deutschen Kaisers hochherziger Entschluß, sein Regierungsjubiläum durch Werke der Liebe und Fürsorge zu begehen, hat auch eine großartige Förderung der christlichen Heidenmission in die Wege geleitet. Ueberall regen sich befreudigt die Hände, um zur Nationalspende beizusteuern. Vielleicht hätte man den Kreis derer, an die der Ruf ergeht, noch weiter ziehen können. Um so freudiger überrascht aber die freiwillige, starke Anteilnahme an der Sache der Mission. Wenn man seit Jahren klagen hörte, daß das Verständnis für ihre große Bedeutung unserm Volk allzu langsam aufgehe, so zeigt sich jetzt doch, daß ihre stille, heldenmütige und opferwillige fordernde Arbeit auch außerhalb der alten, treuen Missionskreise eine ins Gewicht fallende Zahl von Freunden gewonnen hat, die nun ihr Wort hören lassen, um die Mission unserm Volk ans Herz zu legen. Besonders erfreulich ist dabei das wachsende Interesse in kaufmännischen Kreisen. England und Amerika sind hier die großen Bekehrer. Unsere Vettern jenseits des Kanals geben weit über fünfzig Millionen für die Missionen aus, während wir kaum acht Millionen aufbringen. Sie wissen, wie sehr die Rettung der Eingeborenen aus Häuptlingswillkür, Unzucht und Aberglauben, der Kolonialwirtschaft und damit dem Mutterlande zugute kommt, welch wichtiger Posten eine gesunde, zu Arbeit, Ordnung und christlicher Gesittung erzogene Eingeborenenbevölkerung im Hauptbuch der englischen Weltwirtschaft und Weltpolitik darstellt.

Auch in Deutschland äußern sich die Sachverständigen, wie Excellenz Dernburg, der Großkaufmann Freese-Bremen, Prof. Dr.

Hans Meier-Beipzig, um nur einige zu nennen, übereinstimmend dahin, daß die christliche Mission in unseren Kolonien nicht nur ideelle, sondern auch kulturelle Werte schafft, daß sie in ihren Schulen gute Christen und tüchtige Arbeiter und Handwerker herantreibt, daß sie des Negers Lebensbedürfnisse steigert und dadurch seine Arbeitsleistung erhöht, daß sie Familiensinn in den Eingeborenen weckt, daß sie in unermüdlichem Kampf gegen die furchtbaren Krankheiten der Tropen unseren Kolonien die Menschenkraft und -zahl erhält, daß sie allein imstande ist, das afrikanische Volkstum wissenschaftlich zu erforschen und so unsere Behörden vor Mißgriffen bewahrt. All diese Sachverständigen sind aber auch der Überzeugung, daß man in England, Frankreich und Amerika für die wichtige Missionsarbeit viel offeneres Verständnis zeigt. In diesen Staaten werden vom Staat wie von Missionsgesellschaften der Mission große Mittel an die Hand gegeben, während in Deutschland die Missionen auf freiwillige Beiträge angewiesen sind, die nur spärlich fließen und in gar keinem Verhältnis zu dem stehen, was zur Leistung der aller-notwendigsten Arbeiten gebraucht wird. Hier tut dringende, allerdringendste Hilfe not.

Eile und Gefreudigkeit tut aber vor allen Dingen not, damit die evangelische Mission, hinter der keine so mächtige internationale Organisation steht wie hinter der katholischen, überhaupt imstande bleibt, den Wettbewerb der katholischen Mission auszuhalten.

In Berlin hat am 6. Mai eine öffentliche Versammlung stattgefunden, in der zwei führende Männer der evangelischen Mission, Missionsdirektor Agensfeld-Berlin und Missionsdirektor Schreiber Bremen über die Lage der evangelischen Mission in den deutschen Kolonien Ost- und Westafrikas Bericht erstatteten. Danach wird es ihr selbst in Ländern, über denen die deutsche Reichsflagge weht, nicht leicht gemacht, ihre bedeutungsvolle und friedliche Arbeit zu treiben. Die katholische Mission ist mächtig erstarkt, und überall in den deutschen Kolonien besteht die Gefahr, daß die älteren evangelischen Missionen zu schwachen Minderheiten werden, wenn Deutschlands evangelisches Volk sich nicht endlich zu einer energischen Hilfeleistung aufrafft. Das haben in der Berliner Versammlung mit eindringlichen Worten die beiden verantwortlichen Leiter großer deutscher Missionsgesellschaften zum Ausdruck gebracht. Noch zehn Jahre so weiter, erklärten beide Männer, und D. Kind vom „Allgemeinen protestantischen Missionsverein“ schloß sich dem an, und in unseren Kolonien ist die katholische Mission in der ausgesprochenen Uebermacht, die evangelische Mission, die zum Teil um mehrere Jahrzehnte früher dort die Arbeit begonnen und den Boden zuerst bestellt hat, aber ist in die Rolle einer Minderheit gedrängt.

Welches evangelische Herz ist so kalt, um solche Aussichten, die keineswegs pessimistische Uebertreibungen sind, gleichgültig hinzunehmen? Christus, der Herr, hat den Ruf ergehen lassen: Gehet hin in alle Welt — durch die vorbildliche evangelische Mission ist das evangelische Christentum im neunzehnten Jahrhundert eine Weltmacht geworden, auf uns evangelischen Deutschen ruht damit eine große Verantwortung. Bei jeder Gelegenheit entfacht z. B. der Abgeordnete Erzberger den Eifer der Seinen und zeigt das Ziel, das katholische Deutschland durch katholische Kolonien zu vergrößern. Wir wollen ihm das gar nicht verargen. Aber es wäre eine Schmach für das Land der Reformation, wenn die deutschen Protestanten die Hände in den Schoß legen und nicht verstehen lernen, welch ungeheurer Verlust für sie, auch vom nationalen Standpunkt aus, eine Verschiebung der Kräfte, wie sie Erzberger vorschwebt, bedeuten müßte.

Die evangelische Mission hat sich beschwerdeführend an das Reich gewandt, weil in Deutsch-Ostafrika Verträge, die zwischen ihr und der Benediktiner-Mission über Abgrenzung ihrer Arbeitsfelder abgeschlossen wurden, von dieser schändlich gebrochen worden sind. Der falschen Darstellung gegenüber, die in der Zentrums-Presse darüber gegeben wurde, sah sich Missionsdirektor Agensfeld, der bei dem Abschluß jener Verträge mit beteiligt war und der von Afrika her die genauesten Kenntnisse über diese Dinge hat, zur Flucht in die Öffentlichkeit gezwungen. Er hat in der Berliner Versammlung vom 6. Mai die Beschwerden eingehend, sachlich und objektiv begründet. Wie danach die Tatsachen liegen, ist nicht in letzter Linie die Kolonialbehörde durch den Vertragsbruch getroffen, denn sie hat seiner Zeit angeregt, daß die Missionen in Anbetracht der islamitischen Gefahr, des Mangels an Verkehrswegen und mit Rücksicht auf die Unberührtheit der von der Mission zu bearbeitenden Völkerstämme Grenzen zwischen den beiden Missionen festzulegen und vertragsmäßig fest-

legen. Die katholische Mission, insbesondere der zuständige Bischof ist damit einverstanden gewesen. Auf dem Missionskongress in Dares-Salam war man einmütig der Meinung, daß ein Durcheinander der Arbeit mit seinen unausbleiblichen konfessionellen Reibungen im Interesse der Mission und des kolonialen Friedens vermieden werden müsse. Die Verträge sind dann regelrecht zustande gekommen und beim Gouvernement eingereicht worden. Bedinglich der letzte der Verträge, die sich übrigens über mehrere Jahre erstrecken, harpte noch der Schlußfassung in einzelnen Punkten. Bis zur endgültigen Beilegung war man aber auch hier übereingekommen, nach dem provisorischen Vertrag sich zu richten.

Es sollte anders kommen. Die katholische Mission behauptete plötzlich „das Wort Gottes lasse sich nicht binden“, ein Häuptling, der später als Giftmörder verurteilt wurde, habe einen Ruf an sie ergehen lassen, dem sie folgen müsse, und nun erschienen katholische Missionare in dem Gebiet der Berliner Mission, brachten durch Geld und gute Worte Schulhäuser und Stationen an sich, obgleich auf Vorhaltung der eine Helfer erklärte, er sei gar nicht imstande, Religionsunterricht zu geben oder Gottesdienst zu halten. Bis zur Stunde fährt man in dieser Weise fort, das den Evangelischen gehörige Gebiet zu besetzen. Einer Aufforderung des Gouvernements, sich an die Verträge zu halten, ist man einfach nicht nachgekommen. Und auf die Beschwerde der evangelischen Mission lief ein Brief vom Bischof ein, in dem er erklärte, die kirchliche Behörde in Rom habe ihm untersagt, Verträge zu schließen, er könne sich nicht mehr auf solche einlassen.

Rom hat also ein Machtwort gesprochen, und das Reichskolonialamt wird zu entscheiden haben, ob die Politik, die es für richtig befunden, dem päpstlichen Machtpruch weichen soll oder nicht. Die Zentrums-Presse sucht sich damit herauszureden, daß schließlich ja auch auf evangelischer Seite nicht an ewig dauernde Abgrenzung der Missionsgebiete gedacht werde und daß die katholische Mission eben nur Verträge abschließen könne mit Genehmigung Roms. Das verschiebt den Streitpunkt. Es handelt sich um abgeschlossene Verträge, und zu ihrem Bruch kann man nur sagen, daß sich die römische Zweideutigkeit und Vertragsunfähigkeit hier glänzend bewährt hat. Lic. Agensfeld hat im einzelnen die Folgen geschildert, die aus einem konfessionellen Zwist und Kulturkampf der Missionen untereinander entstehen können. Es ist ganz zweifellos Sache der Regierung, zu verhüten, daß das Deutsche Reich mit Gut und Blut zu bezahlen hat, was die katholische Mission sündigt. Der springende Punkt ist der: Wer ist Herr im Haus, die katholische Mission, die ihre gewalttätige Ausbreitung auch gegenüber der Church Missionary Society durchzuführen sucht, ohne sich um das Gesamtinteresse der Kolonie zu kümmern, oder das Deutsche Reich? Diese Frage ist eine Machtfrage mit dem Augenblick geworden, wo die katholische Mission, ohne sich vorher mit dem Gouvernement in Verbindung zu setzen, einfach über die Verträge sich hinwegsetzte. Was wäre übrigens der katholischen Mission noch unerlaubt, wenn diese Handlungsweise ihr ohne energische Gegenaktion der Regierung hinginge.

Die evangelische Mission, das hat Lic. Agensfeld immer wieder erklärt, ist durchaus für den Frieden, sie gibt ihren Glaubensstandpunkt der ihr zum allermindesten die Gleichberechtigung in der Arbeit verbürgt, nicht auf, aber solange es die Regierung für nötig hält, willigt sie gern in die Abgrenzung. Der deutsche Protestantismus wird jedenfalls aus der Beilegung dieses Streites durch die Reichsregierung entnehmen, ob die katholische Mission zu allem übrigen auch noch durch eine nur aus politischen Gründen erklärbare, schwächliche Haltung der Reichsregierung gestärkt werden soll.

Wir Evangelische müssen uns auf uns selbst verlassen und auf uns selbst besinnen. Die Mission ist ein unentbehrliches Stück evangelischen Lebens, das befruchtend auf unsere heimatlichen kirchlichen und religiösen Verhältnisse zurückwirkt. Wir verübeln es keineswegs unsern katholischen Mitbürgern, daß sie rege und opferwillig für ihre Mission eintreten, wir würden uns innig freuen, wenn sie als Geschenk zum Kaiser-Jubiläum den Frieden in den Kolonien wieder herstellen würden, aber unsere allererste Pflicht ist es, für unsere Sache, für unseren Glauben, für unsere Mission alles zu tun, was in unsern Kräften steht, und die kurze Zeit, die noch bleibt, für die Sammlungen der Nationalspende ausgenützt werden. Hier sind protestantische Interessen zu wahren.

Zum 15. Juni, dem Regierungsjubiläum des deutschen Kaisers,

hat der Hofprediger Kehler in Potsdam einige kurze Bilder gezeichnet, die uns einen tiefen Einblick in das reiche Leben des Kaisers tun lassen. Wir wollen in dieser und den folgenden Nummern des Christenboten diese prächtigen Bilder veröffentlichen.

„Nach Wolken Sonnenschein.“

Das Jahr 1859 war angebrochen. Eine dunkle, trübe Zeit für unser Königshaus, für Preußen, für Deutschland. Der geistvolle, hochherzige König Friedrich Wilhelm IV. lagte in fernem Lande an unheilbarer Krankheit dahin, so daß sein Bruder, der Prinz Wilhelm von Preußen, die Regentschaft hatte übernehmen müssen. Das Mißtrauen gegen Preußen, das seiner deutschen Aufgabe zu versagen schien, war größer denn je. Deutschland selbst war im Innern zerrissen und nach außen gebemüht. Zudem hatte die Neujahrsansprache des Franzosenkaisers keinen Zweifel darüber gelassen, daß schwere Verwicklungen bevorständen. Ueberall dunkle Wolken, überall Spannung und Besorgnis.

Horch! — da donnert am Nachmittag des 27. Januars in Berlin der Geschütze eherner Mund, und von der Schloßkuppel herab schmettern die Posaunen: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“, und von den Zinnen wehen die Fahnen, und ungezählte Lichter strahlen auf im Abenddunkel — was ist? Im Kronprinzlichen Palais unter den Linden, wo einst König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise gewohnt, in dem der Kaiser Wilhelm I. das Licht der Welt erblickt, dort ist ein Prinz geboren. Wer beschreibt das Glück der Mutter, der Prinzessin Victoria, als sie ihr geliebtes Kind in den Armen hält! Wer schildert die stolze Freude des Vaters, des Prinzen Friedrich Wilhelm, über seinen Erstgeborenen! Der Prinzregent springt in die erste beste Droschke, um zu seinem Enkelkind zu eilen. Der Papa Brangel ruft in die harrende Menge hinein: „Kinder, es ist ein tüchtiger Rekrut!“, und wie ein Lauffeuer durchreißt das ganze Land die Freudenkunde: Der Thronerbe ist da!

„Nach Wolken Sonnenschein!“ In der Tat, so war es! Aus düsterem Gewölk war ein hellleuchtender Sonnenstrahl gefallen, die Erbfolge der Hohenzollern war gesichert; es war wie eine Weissagung auf lichtere Zeiten, wie eine Bürgschaft für segensreiche Zukunft.

Was wird aus dem Kinde werden? Wie wird es sich körperlich und geistig entwickeln? Welche Lebensschicksale werden ihm beschieden sein? Erste Fragen, die sich an der Wiege eines jeden Kindes aufzwingen; doppelt ernst, doppelt schwerwiegend bei einem Fürstenkinde, das berufen ist, dermaleinst die Geschicke eines Volkes zu leiten. „Möge es uns gelingen“ — so schloß die Dankagung der hohen Eltern —, „unter Gottes Beistand unsern Sohn zur Ehre Gottes und zum Wohle des teuren Vaterlandes zu erziehen.“ Vierundfünfzig Jahre sind seit jenem Segenswunsche vergangen, und wir dürfen heute bekennen: Ja, es ist etwas geworden „zur Ehre Gottes und zum Wohle des Vaterlandes“, ein Mann von ferndeutschem Wesen, ein Christ von tiefer Frömmigkeit, ein echter Hohenzoller mit scharfem Verstand, zähem Willen und warmem Herzen, ein Herrscher von Gottes Gnaden. Wahrlich, die Ahnung hat nicht getäuscht: „Nach Wolken Sonnenschein.“

„Heil dir im Siegerkranz!“

Zwölf Jahre sind darüber vergangen; der 16. Juni 1871 ist gekommen. Welch ein Tag für die Kaiserstadt, für das gesamte, neuerstandene Reich! Der Einzug der ruhmgelohnten Truppen in Berlin! Unvergesslicher Siegeszug — der erste Hohenzollernkaiser Wilhelm I. zum dritten Male lorbeerbesäumt, und ihm zur Seite die Siegfriedgestalt seines Sohnes, Kronprinz Friedrich Wilhelm, und all die Bundesfürsten, die mitgekämpft und mitgesiegt, und seine gewaltigen Palladine, der eiserne Bismarck, der geniale Moltke, der zielbewußte Moos — und weiter all die tapferen Führer und all die braven deutschen Söhne, welche freudig und mutig ihr Leben eingesetzt für König und Vaterland.

Aber wer reitet dort inmitten der siegreichen Scharen an der Seite des Großherzogs von Baden auf kleinem, schwarzgeflecktem Tigerpferde? Ein jugendlicher Fürstsohn ist's, der zwölfjährige Prinz Wilhelm. Was mag in jenen Stunden durch seine empfängliche Seele gegangen sein? Wenn schon jedem deutschen Knaben damals die Augen heller leuchteten und das Herz höher schlug bei den Siegesdepeschen von Weißenburg und

Wörth, bei der Kunde von der Kapitulation von Sedan, bei der Botschaft von der Kaiserproklamation in Versailles, beim Geläut der Glocken, die den Frieden verkündeten — was mochte da erst die jugendliche Seele befehlen bewegen, für den jene sieggekrönten Feldherrn Vater und Großvater waren, den diese blutig erkämpfte Kaiserkrone einst schmücken und der über dies mit Blut und Eisen zusammengeschmiedete Reich einst regieren sollte!

Dürfen wir nicht glauben, daß schon damals das Gefühl von der erhabenen Würde der Monarchie sein Herz durchzitterte? Daß sich das erste Verantwortlichkeitsgefühl regte, diese so teuer erkaufte Errungenschaften treu und fest zu bewahren? Daß in seiner Brust die Sehnsucht und der Entschluß aufflammete, sich dieser seiner großen Ahnen würdig zu erweisen?! Fünf- und zwanzig Jahre trägt er nunmehr die heiß erkämpfte Kaiserkrone. Wie nahe lag da der Ehrgeiz, den sieggekrönten Ahnen nicht nachzustehen an glorreichen Waffentaten. Aber er hat in dem Vierteljahrhundert seiner Regierung nur einen Ehrgeiz gekannt: Sein Volk glücklich zu machen, und er wußte: für ihn hieß der Weg zu diesem Volksglück: Friede; freilich kein fauler Friede, der etwas von den Rechten des deutschen Volkes preisgäbe, sondern der wahre, ehrenvolle Friede, der in der Stärke des eigenen Volkes und in der Achtung der Nationen seine festen Fundamente hat. — „In der auswärtigen Politik bin ich entschlossen, Frieden zu halten mit Jedermann, soviel an mir liegt. Meine Liebe zum deutschen Heer und meine Stellung zu ihm werden mich niemals in Versuchung führen, dem Lande die Wohltaten des Friedens zu verkümmern.“ so sprach er unmittelbar nach seiner Thronbesteigung vor versammeltem Reichstag, und er hat es gehalten. Es wird für alle Zeiten eines der schönsten Ruhmesblätter in der Geschichte der Regierung Kaiser Wilhelms II. bleiben, daß er die ganze Wucht seiner Persönlichkeit und die ganze Weisheit seiner Staatskunst dafür eingesetzt hat, seinem Volk, und, soviel er vermochte, der Welt den Frieden zu erhalten. „Deutscher Kaiser und deutsches Volk — ein Hort des Friedens“ — so ist es und so soll es bleiben!

„Leben heißt streben.“

Seit jenem denkwürdigen Einzug sind sechs Jahre verflossen, der fürstliche Knabe ist zum Jüngling herangereift, wir treffen ihn in den einfachen schmucklosen Räumen eines Schulgebäudes, des Gymnasiums Kassel. Wie kommt ein Hohenzoller in eine öffentliche Schule?

Die hohen Eltern wußten, warum sie von der bisherigen Tradition der Prinzenenerziehung abwichen. In der fast ländlichen Abgeschlossenheit des neuen Palais hatten sie selbst zunächst die Erziehung ihrer Kinder geleitet und persönlich überwacht, dem Grundsatz getreu: mens sana in corpore sano — ein gesunder Geist in einem gesunden Körper. — Jetzt, da der Prinz Wilhelm konfirmiert worden war, sollte er, der künftige Thronfolger, nicht mehr ängstlich abgesondert, sondern mit dem wirklichen Leben in Berührung gebracht, mit bürgerlichen Altersgenossen zusammen erzogen werden und, eingespant in das gleiche Joch der unerbittlichen Schulordnung, durch eigene Kraft und Tüchtigkeit sich eine Stellung innerhalb der öffentlichen Schule erobern. So kam er mit seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, nach Kassel.

Die Probe gelang; der Versuch bewährte sich. In willigem Gehorsam unterstellte sich der Prinz den Ordnungen der Schule; in strenger Pünktlichkeit regelte er sein Leben; in ernster Gewissenhaftigkeit erfüllte er seine Schulpflichten, in kameradschaftlicher Herzlichkeit verkehrte er mit seinen Mitschülern; mit regem Interesse und schönem Erfolg widmete er sich den verschiedenen Wissensgebieten. Als dann am 23. Januar 1877 die Abiturientenprüfung stattfand, erhielt Prinz Wilhelm eine der drei Denkmünzen, die jährlich an die fleißigsten und würdigsten Schüler verteilt wurden, und er dankte dafür mit den Worten: „Sie können sich denken, wie sehr mich die Verleihung dieser Medaille freut, denn ich weiß, daß ich sie verdient habe; ich habe redlich getan, was in meinen Kräften stand.“ [Schluß folgt.]

„Christliche Leute, brave Männer waren jedenfalls die, welche die Ehebrecherin vor Jesu brachten, damit sie sie steinigten. Als Jesus sagte: „Wer von euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie,“ da schlichen sie still davon. Ich fürchte, daß heutzutage recht viele Steine auf die arme Sünderin fliegen würden, weil dadurch gar viele ihre Sündlosigkeit beweisen wollten.“

Für den Familientisch.

Gretenwäschen.

Von E. Bayer.

Fortsetzung.

„Es ist noch kein Altstädter am Gänsefärger gestorben, Herr Doktor,“ wehrte Gretenwäschen ab, „und was das anbetrifft, was Sie lägen nennen, so müssen Sie doch eigentlich wissen, daß es nichts weiter ist, als die gebräuchliche Altstädter Sprache. Wenn Ihr Nachbar Ihnen etwas vorredet von achtzehn Pfund schweren Gänsen, setzt er voraus, daß Sie stillschweigend zwei Pfund abziehen. Wenn ich das zuweilen den Leuten sagte, merkte ich, daß sie es nicht übelnahmen.“

Wenn jede Büge in dieser Zeit ein Faden wäre von Spannenlänge“ entgegnete beharrlich der Doktor, „so ließe sich zuletzt daraus ein Strick drehen so lang, daß man alle Altstädter daran aufhängen könnte. Wohin man heute Abend kommt, überall fangen die Leute den alten Streit an, der gilt, so lange Altstadt steht. Dieser behauptet, daß die Gänse im Freien am besten zunehmen, jener sperrt sie in den dunkelsten Keller, dieser preist als Futter rohe Wurzel, jener gibt Hafer, der eine gibt viel, der andere wenig, der dritte gar kein Wasser. Kallies streut reichlich, Witt selten. Die Leute erhitzen sich im Gespräch. Kein vernünftiges Gespräch kommt zustande, einige Treiber finden sich immer, die jede andere Rede als über Gänse für eine Entweihung der heiligen Zeit halten.“

„O psui, Herr Doktor,“ sagte eifrig die Altstädterin, „was für einen bösen Mund Sie heute haben. Was schelten Sie über das Gespräch der Leute, der Sie sonst das ganze Jahr nur den Mund aufstun, um jemanden anzufahren oder eine Medizin zu verordnen, und dabei brummen Sie auch nur vor sich hin.“

„Man verlernt das Sprechen gegenüber der Unvernunft der Leute,“ entgegnete Hansen. „Wenn man sie nicht anfährt, hört niemand. Im vorigen Jahre komme ich zu Witt, weil er seinen Rheumatismus hat, und als ich denke, ich habe ihn wieder aus dem Schlimmsten heraus, finde ich ihn am bitterkalten Herbstmorgen, während der Reif dick auf allen Böhlen und Dächern liegt, an seiner Gänsebucht kummervoll, geradezu weinerlich, weil seine Gänse nicht fressen wollen. Ich habe ihn gehörig auf die Beine gebracht, aber als er in der Hofstür verfallen und sehen Sie mal über den Baum. Ich tu es denn. Da jagt Nachbar Kallies mit seinen Gänsen auf dem Hofe herum, weil er sie zu stark genudelt hat, so daß sie im eigenen Fett zu ersticken drohen und mühsam nach Luft schnappen. Das tut er mir nur zum Aerger, hat Witt natürlich gedacht. Und richtig, in der Schlachtzeit hängt hernach Kallies seinem Nachbar zum Verdruss die Leiber der langsam zu Tode Gemarterten, die sogar die wochenlange Bein mit ungeheurer Verdauungskraft in Fett umgewandelt haben, draußen vor sein Siebelfenster, damit auch ja der Nachbar sie sehen soll. Das ärgert die Schusterjungen, die an Witts Gänsen nur blaue und grünliche Farben schillern sehen, so sehr, daß sie sich den ganzen Tag hinstellen, auf den Schreihälsen blasen und den nervösen Schneider aus seinem eigenen Hause hinaus ins Wirtshaus ängstigen, und dann bepflastern sie mit dem Blasrohr dessen fette Gänse durch nasse Behmufeln von oben bis unten, daß von der Haut nichts mehr zu sehen ist.“

„Das ist wahr,“ sagte Gretenwäschen, „auch ich war recht ärgerlich, denn ich war dabei, als Frau Kallies die Gänse ausnehmen wollte, sie fiel beinahe in Ohnmacht. Der Schade war aber nicht groß, Witt prügelte die unnützen Jungen gehörig durch, da haben sich beide Häuser wieder gut vertragen und sich gegenseitig mit Weißsauer bewirtet, jeder gönnte dem andern die besten Stücke.“

„Das ist's ja gerade,“ schalt der Doktor weiter, „haben vorher die Menschen die Gänse genudelt, so nudeln diese hernach die Menschen, und dem Schneider ist schließlich die Luft knapper geworden als einst der Gans auf seinem Hofe. Wer mußte wiederum heran und helfen? Natürlich der Doktor, der dann später nicht einmal das Recht haben soll, auf die Gänsezeit zu schelten. Aber nun von etwas anderem zu reden, Anna kommt heute Abend? Wirklich zum Gänsemarkt? Sie brauchen ihr

nicht zu sagen, was ich davon gesagt habe, im Grunde ist es ja gut, daß sie in dem geistlichen Hause nicht etwas von dem — nun, nun, Mutting, Sie sehen mich schon wieder so an, ich bin ja schon still.“

„Ich muß ihr einen Kummer machen, der wird ihr morgen den Tag stören“ sagte Gretenwäschen. „Michel soll verkauft werden, die Schäferfrau Hesse will ihn zu ihren Gänsen nehmen und sehen, daß sie mit denen zusammen ihn los wird. Sie versteht das Reden mit den Fremden am besten, in Altstadt kennt jeder den Gänsefärger.“

„Was?“ sagte wiederum streitfertig der Doktor, „Michel soll fort? Der Stolz des Hauses und der ganzen Gänseherde? Annas Verzug?“

„Ja, ja,“ entgegnete die Alte, „das ist alles richtig. Mir fällt es selbst schwer genug. Es wird Anna recht einsam hier im Hause vorkommen, der alte Peter ist tot, die Ziege habe ich abschaffen müssen, weil das Krauten für mich allein zu schwer war. Michel aber ist nicht der selbe wie früher; seitdem Blanka an dem Stoppeldraht den Tod gefunden hat, tut er nicht mehr gut. Er beißt die Kinder auf der Straße, und kürzlich sagte er hier vor meinem Hause sogar den Gerichtsschreiber an, daß er kaum von ihm loskommen konnte. Seit Anna weg ist, wird Michel von niemandem erzogen, mir ist er zu flink. Außerdem wird er alt, weg muß er ja doch einmal, ich fürchte daß ihn schon jetzt keiner mehr kauft, weil er in der ganzen Gegend bekannt ist.“

„Das wäre ein Glück,“ sagte Hansen, „der muß das Gnadenbrot haben. Ich möchte auch lieber aus seiner Haut Sohlen haben, als einen Braten von ihm vor mir.“

„O Herr Doktor,“ entgegnete Gretenwäschen gekränkt, „ich glaube, er ist jetzt kaum acht Jahre alt. Sauer eingekocht kann er noch werden.“

„Richtig,“ lachte der Doktor, „aber nicht gegessen. Nun, er mag seinem Schicksale entgegen gehen. Ich muß fort und einige Besuche machen. Auf Wiedersehen, grüßen Sie Anna, ich sehe sie wohl morgen gelegentlich, wenn ich vorbeikomme.“

Damit ging er und dachte: „Wie sagt man doch? Alt und gebrechlich? Arm und kümmerlich? Bei andern mag es zutreffen, aber hier heißt es immer wieder „Alt und rüstig, arm und glücklich.“ Und Gretenwäschen dachte: „Gott sei Dank, daß er in dem letzten Jahre ganz umgewandelt geworden ist. Er redet vernünftig, scherzt und lacht, und selten nur merkt man ihm an, daß der alte Geist über ihn kommt. Wie das wohl zugegangen ist?“

Manche Altstädter überlegten am nächsten Morgen früh, ob sie sich noch einen kleinen Nachgenuß des Schlafes gönnen dürften, als schon ein seltsames Lärmen draußen begann, es Brausen und Sausen, ein Wehen und Schnattern, schmetternde Töne, trompetenartig gellend, schollen darein, rasch wimmelten die Seiten eines Marktes und alle auf ihn mündende Straßen von einer Menge Gänsen, die aus den umliegenden Dörfern herangetrieben wurden.

Noch waren die Häufen nicht alle aufmarschiert, als schon das schwere Geschütz anrollte, die Wagen der Großhändler, Bächter und Bauern, die Mastgänse suchten. Auch war der Train nicht faumelig; schnüffelnd und quiekend kamen die rinnschierigen Schweine mitten auf dem Marktplatz zusammen, gehalten durch einen Strick um den Leib oder den Hinterfuß, und wenn ein Arbeitsmann zwei der widerhaarigen Tiere zu lenken hatte, empfand er bald schwere Not, er trug sie zähen Mutes und bequeme sich erst zum Verkauf, wenn er nach gehöriger Rücksprache mit seiner Frau, häufigem Kraken hinter dem Ohre und langem Schweigen seinen Vorteil glaubte erreicht zu haben. Ganze Ferkelgesellschaften wurden auf großen Wagen oder in Kisten auf Schubkarren herangeführt. Der alte Tagelöhner Meyer stand mit seiner schmierigen Mütze und blauen Friesjacke, die groben wollenen Strümpfe über die Hosen gezogen, Holzpantoffeln an den Füßen und die kurze Pfeife in der Mundecke lange beschaulich dabei und äußerte endlich nachdenklich: „Bel Kinne, bel Segen.“ Dann ging er tiefsenkend davon an seine sogenannte Arbeit. Er hatte sich nämlich vor seiner Haustür in einer Nebenstraße, durch die ein ziemlich lebhafter Verkehr ging, lang aufgesparte Holzknorren, die zu spalten ihm sehr

bitter dünkte, zusammengetragen und versuchte nun sie in möglichst ungeschickter Weise zu zerlegen. Kam dann ein strammer Kerl vorbei, der ihm lachend zurief, daß er es ja ganz verkehrt anfangen, stellte er sich dumm und fragte um Rat. Rasch war der Mann, dessen Kraft und Geschicklichkeit gar angezweifelt wurde, bei der Hand und spaltete mit ein paar geschickten Hieben das zähe Stück. Der Alte lobte ihn äußerst berebt, und indem er diese List oft mit Erfolg wiederholte, erreichte er es, daß ihm eine Arbeit, vor der ihm schon lange gegraut hatte, fertig gemacht wurde, ohne daß er auch nur einen Tropfen Schweiß zu vergießen brauchte. Da nahte ihm die Strafe für seine Faulheit. Einer der polnischen Tagelöhner, mit denen man auf einem benachbarten Gute Ersatz für die ausgewanderte alt medienburgische Art zu schaffen gesucht hatte, wollte seine zwei Schweine, die er beide natürlich möglichst ungeschickt an einem um deren Kehle geschlungenen Strick führte, durch die Straße auf den Markt treiben. Er hatte seine Frühstück in Gestalt eines Begeßs Brantwein schon genossen, seine Schweine hatten vom leeren Troge fort müssen, und da ihnen der ungelegte Kimmstein viel zu versprechen schien, gestatteten sie ihrem Herrn nur langsam vorwärts zu schreiten.

Beim alten Meyer stand er still und sah verständnisvoll auf dessen Gebärdenpiel. Er wollte seine Kunst im Holzspalten zeigen und gab dem Alten den Strick zu halten, dabei zerrte er die Schweine so sehr, daß sie aus dem zusammengeknürten Halse einige gellende Angstschreie ausstießen. Der Alte ließ vor Schreck den Strick los, und sofort machten sich die Tiere, froh der Tyrannei entledigt zu sein, auf die Flucht. Der Strick flog dem Unvorsichtigen um die Beine, im Nu lag er auf dem Damme, und als die Jagd schon lange davon gabraust war, überlegte er noch sehr bedächtig die bequemste Art, wie er wieder aufstehen könnte.

„Herr du meines Lebens, wat sid ji bór Minschen,“ rief er erbost den Schweinen nach und drohte mit der Faust. „Ja lopt man tau, mi kónt ji wohl weglopen, áwer unfern Herrgott nich. Ik mót mi man íst'a baten Húlp halen.“ Mit diesen Worten stand er langsam auf, nahm seine Brantweinflasche zur Hand und überlegte unterwegs, ob er nicht einen Dummen fangen könne, der ihm das Holz ins Haus trüge.

Inzwischen war der Handel in vollem Gange. Um die Gänsefamilien von einander zu unterscheiden, waren alle Mitglieder mit besonderen Abzeichen versehen. Hier trug ein halbes Duzend einen Flecken von roter Farbe auf dem Kopfe, dort hatten ihrer neun einen grünen Streifen auf dem rechten Flügel. Hier hing ein viertel Schock blaue Bänder an dem Körperteil, den die Gans ausdrucksvoll zum Koffettieren zu benutzen versteht, dort hatten gar zwanzig Stück alte von der Hausfrau sorgsam gesammelte Strumpfbänder am Halse, und beim Verkauf wurde die Bedingung gemacht, daß die Strumpfbänder wieder zurückgegeben werden mußten. Die Hauptaufgabe der Güter bestand darin, jede Herde auf einem knappgemessenen Raum zusammen zu halten, denn wenn ein unternehmender Gänserich siegreich in die Nachbarschaft brach, dann füllte sich die ganze Reihe wie mit einem elektrischem Schläge gerührt, alle hoben den Kopf, schlugen mit den Flügeln, bewunderten den Ruhestörer und versuchten sein Vorbild nachzuahmen.

Zwischen den Reihen bewegten sich die Käufer und spähten mit Aufbietung allen Scharfsinnes nach den größten und meistversprechenden Tieren. Noch war kein rechter Preis in den Gänzen, alle schwankten, aber man mußte aufpassen, denn die Erfahrung lehrte, daß wenn der Preis erst annähernd feststand, man schnell zugreifen mußte.

Nunmehr hatte Michel auch begonnen, seine Rolle auf dem Markte würdig zu spielen. Als die Schäferfrau Hesse ihn aus dem Stalle abgeholt hatte, heimlich, daß Anna nichts davon bemerken sollte, war er willig mitgegangen wie ein Pflichtgetreuer, der auf seinen Posten berufen wird. Beim Anblick der gewaltigen Gänsefamilien rechte er sich raufstüßig und kraftbewußt, stieß einen schmetternden, herausfordernden Schrei aus, der ein Echo aus hundert Kehlen nach rief, ergriff einen der vorüberschreitenden jungen Gansete und warf ihn mit einem Ruck in den Kimmstein, worauf dann der Schäfer Hesse sich einmischte, der von seiner wohl zungengewandten, aber leiblich schwersälligen Gattin zur Unterstützung herangezogen war. In Erwartung seines schweren Dienstes hatte Hesse seinen Hund Wasser mitgenommen, und das sonst so besonnene Tier verlor unter den ungewohnten Verhältnissen ganz den Kopf. Es bellte und schalt nach allen Richtungen, wurde gebissen, gestochen, geschlagen und verfügte sich endlich völlig entmutigt hinter seinen Herrn.

Es kostete diesem Mähe, mit dem Hakenstock den trotzigsten Gänserich hinter den Kopf zu fassen und zu dem kleinen Häuflein Hesse'scher Gänse zurückzubringen. Dort zog Michel zunächst mürrisch hinterdrein, schämte sich alsbald vor einigen jungen lebenslustigen Dingen und versuchte mit zärtlichem Griffen sie gelinde in den Hals zu kneifen. Kreischend flohen sie vor seiner Zudringlichkeit, und verächtlich wandte er sich ab mit der Bemerkung: Göffel, Göffel! Unbeirrt durch das Gewühl zischte er alle vorübergehenden Kinder an und brachte sie durch Ueberumpelung zum Weichen, so daß jedesmal, wenn er mit langgestrecktem Halse seinen Triumph verfolgen und den Körperteil der Fliehenden, der ihm der nächste war fassen wollte, der Hakenstock ihn wieder zur Ordnung zurückrufen mußte. „Na, na, na,“ schnarrte er endlich verdrießlich, verhielt sich aber dann still auf dem ihm angewiesenen Plage. Wäre der Gänsehirte zugegen gewesen, so hätte der einer bei Michel unnatürlichen Ruhe nicht getraut. „Babbe,“ hatte es warnend zu dem Schäfer gesagt, „daß up, de hett Leidenschaften, wo din Hamelverstand nicks nich von weit.“ Zur Sicherheit wurde der Schäfer von seiner Frau angewiesen, sich neben dem unruhigen Gaste zu halten, der sich träumerisch auf einen Fuß gestellt hatte und mit schief gehaltenem Kopfe und schläfrig übergezogenen Augen keine Teilnahme für die Augenwelt mehr zeigte.

Als er aber bemerkte, daß sein Tyrann den langen Stock hinter sich zwischen die Steine stemmte, um sich bequem darauf zu lehnen, zog er langsam den Fuß aus dem Gefieder. „Awer ik wil,“ schrie er und schoß im nächsten Augenblick zwanzig Schritt vorwärts, setzte mit tausendem Schwünge seiner gewaltigen Flügel sofort einen weiten Platz um sich frei, stieß ein herausforderndes Triumphgeschrei aus und stürzte dann, als er den verwünschten Hakenstock in der Ferne hochgeschwungen aus der Masse aufsteigen sah, mit wiederholter Versicherung seines Willens weiter, bis er endlich mitten unter die Gänsefamilie eines Seeliger Tagelöhners sich warf, die solche Durchbrechung ihrer Schranken als Befreiung aus der Haft begrüßte und sofort nach allen Richtungen auseinander sauste.

Große Herden gerieten zusammen. Unendliches Geschimpfe, ohrenzerreißendes Geschrei, allgemeine Gänseflucht. Dazu entsetzte Rufe, gerungene Hände, wilde Flüche, geschwungene Stöcke, erhobte Mienen. Ein heftiger Streit um mein und dein entbrannte, denn mancher hielt es für eine günstige Gelegenheit, für seine sieben mageren Gänse sieben fette zu erkiten, indem er von dem Grundfasse ausging, daß weiß weiß wäre und daß man für die Gänse noch keine Bücher zwecks Kontrollierung ihres Stammbaumes und Feststellung ihrer Abzeichen eingeführt hätte.

Endlich aber taten doch die alten Strumpfbänder und die sonst hier und da verstoßen oder deutlich angebrachten Markzeichen ihre Schuldigkeit, und die Ruhe wurde wieder hergestellt. Nur über den armen Schäfer ergoß sich eine Flut von Schimpfwörtern, weil er durch seine Unachtsamkeit das Vergnügen gegeben hatte. Hesse kannte seinen Katechismus wohl auswendig und dachte: „Wie aber wenn dein Nächster sich ohne Ursache ärgert? So ist es ein genommenes Vergnügen, welches hier nicht verstanden wird,“ bezog weise den letzten Satz auf die geringe Fassungskraft der Deute und schwieg. Nur als er merkte, daß alle Bisse, die eigentlich ihm galten, sein getreulich folgender Wasser auffangen mußte, verließ ihn die Gemütsruhe. „Infamillige Aretur,“ rief er, als er Michel wieder auf den Leib rückte, und schwang seinen Stock. „Gott verb . . .“

„Si der tausend, welch riesige Gans,“ sagte zum Schäfer plötzlich ein höflicher, feiner Mann, der wie man sofort an seinem Wesen merken konnte, als Fremder nur zu seinem Vergnügen zwischen der Menge sich bewegte. „In meinem Leben habe ich solches Tier noch nicht gesehen.“

„Verbunwel bin Ort,“ sagte der Schäfer, schnell gefaßt seinen Fluch verwandelnd, um auch Höflichkeit zu zeigen. Argwöhnisch witterte er hinter den Worten des Fremden den Versuch ihn zu necken! „Nehmens nich áwel, setzte er also hinzu. „Sei hadden só'n Diert noch nicht sehn? 't is doch kein Múlap.“

„Ja meiner Heimat sind sie nur halb so groß. Daß muß ja einen seltenen Braten geben. Ist das Tier feil?“

„Ik hem'n noch nich wiber besehn,“ sagte der Schäfer, der ihn nicht verstand. „Wenn Sei dat recht is, Herr denn wil'n wi min Fru fragen.“ Mit diesen Worten hatte er den Flüchtling wieder ein und zog mit ihm davon. „Seliener Braten!“ dachte er. „Du wirst bei rechte. Kúmmst du íst mit Fru in de Waf, denn smeert sei die mit den Ganten an. Na, sei magt bór unsen Herrgott verantwarten.“ Der Fremdling ging hinterdrein, um bald mit der Schäferfrau in lebhafter

Geschäftsunterhaltung zu treten, denn ihn trieb der Gedanke, daß er in seiner Heimat unter seinen Freunden mit so riesigen Braten seine Reisebeobachtungen ins rechte Licht stellen könnte.
(Fortsetzung folgt.)

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

Florianopolis. Herr Pfarrer von Gehlen verläßt Mitte August seine Gemeinde Florianopolis und übernimmt eine Pfarrstelle in Deutschland. Er ist seit 1907 in Santa Catharina tätig gewesen, zuerst kurze Zeit in Badensfurt, dann seit 1908 in Florianopolis. Während seiner 5jährigen Wirksamkeit sind hauptsächlich auf seine Anregung und sein Betreiben in Polhoga und Florianopolis Kirchen, in Santo Amaro der Kirchturm und in Florianopolis das freundliche Pfarrhaus gebaut worden, außerdem haben alle 3 Gemeinden Glocken erhalten. Am 10. August wird P. von Gehlen seine Abschiedspredigt in Florianopolis halten. Wir wünschen ihm und seiner Familie eine gute Heimfahrt und Gottes reichen Segen für sein neues Amt in der alten Heimat. Zu seinem Nachfolger ist vom Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin der Pastor coll. Brunow in Göttingen, Provinz Hannover, berufen worden. Herr P. Brunow gedenkt am 2. August von Bremen auszureisen und wird Anfang September in Florianopolis erwartet.

Liebesgaben.

Berichtigung. In der Mainummer (5) des Christenboten 1913 steht der Name Johann Hahnemann bei der Schuldentilgung der Kirche in Gaspar 2mal. Das ist ein Irrtum. Das zweitemal muß es heißen: Leopold Hahnemann 10\$.

Für eine Glocke und eine Schuluhr in der Belha-Tiefe wurden gespendet: A. Germer 5\$, Fr. Röpfe 2\$, Th. Thomsen 5\$, H. Rod 3\$, Art. Grahl 3\$, R. Gehrke 2\$, Gust. Hartung 2\$, Heinr. Bugke 2\$, Ed. Geste 2\$, W. Zager jun. 2\$, Aug. Zager 3\$, R. Bugke 2\$, J. Bachmann 2\$, H. Zager 2\$, R. Rorte 3\$, Em. Behmuth 10\$, Herm. Geste 2\$, Emil Eger 1\$, Bruno Rüdiger 2\$, Oskar Thomsen 3\$, Herm. Bublitz 2\$, Otto Leske 2\$, Michl Brandl 2\$, Herm. Schröder 2\$, Gust. Bieging sen. 2\$, Paul Betters 2\$, Albert Leske 3\$, Reinh. Kästner 1\$, Wilh. Trapp 2\$, Wilh. Bublitz 2\$, Herm. Barthel 2\$, Aleoph. Wollinger 1\$, Frau Sommer 2\$, Paul Seefeldt 2\$, Ernst Bort 2\$, Aug. Trapp 3\$, Friedr. Rorte 3\$, Wilh. Michelmann 2\$, Karl Weigmann 2\$, Wilh. Kaun 2\$, Herm. Kaun 3\$, Ed. Seibt 2\$, Jos. Seibt 1\$, Joh. Babel 1\$, Ewald Hadlich 1\$, Wilh. Brehmer 2\$, Wilh. Geste 2\$, Karl Budag 2\$, Alfr. Weims 2\$, Herm. Bliesener 1\$, Witwe Hadlich 2\$, Emil Hadlich 1\$, Osw. Grahl 1\$, Karl Schmeida 1\$, Wilh. Brehmer jun. 1\$, Erwin Schröder 1\$, Andr. Hartung 2\$, Josef Brandl 2\$, Wilh. Zager sen. 2\$, Arth. Bantelow 1\$.

Ueberschuß vom Kirch- und Schulbau	Summe 130\$000
Kollekten bei Gottesdiensten	60\$000
	44\$500
	Gesamtsumme 234\$500

Davon sind gezahlt für die Glocke 210\$000, für die Uhr 24\$500.

Allen Gebern danken herzlich die Vorstände der Kirchen- und Schulgemeinde Belha-Tiefe.

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Sonntag, den 10. August, Gottesdienst in Gaspar.
Sonntag, den 17. August, vormittags, Gottesdienst und heiliges Abendmahl in Garcia.
Sonntag, den 17. August, abends 7 Uhr, Gottesdienst in Blumenau.
Sonntag, den 24. August, Gottesdienst und heiliges Abendmahl in Rußland.
Sonntag, den 31. August, Gottesdienst in Blumenau.
Sonntag, den 7. September, Gottesdienst und heiliges Abendmahl in Belha-Tiefe.
Sonntag, den 14. September, Gottesdienst in Blumenau.

Jeden Montag und Donnerstag nachmittag von 2 bis 3 Uhr wird in der Kirche zu Blumenau Religionsunterricht für die evangelischen Kinder der Regierungs- und Klosterschulen abgehalten.

Pfarrer Mummelthay.

Evangelische Gemeinde Itoupava.

Sonntag, den 10. August, Gottesdienst in der Telegraphenlinie.
Sonntag, den 17. August, Prüfung, Konfirmation und Feier des heiligen Abendmahls in Massaranduba, Schule bei Witte.
Sonntag, den 24. August, vormittags 10 Uhr, Gottesdienst in Itoupava Rega, nachmittags 2 1/2 Uhr in der unteren Schule in Itoupava Rega.
Sonntag, den 31. August, Gottesdienst in Itoupava, nachmittags 2 Uhr Kindergottesdienst.
Sonntag, den 7. September, Gottesdienst in Fideis.
Sonntag, den 14. September, Gottesdienst in Massaranduba, Schule 58.
Sonntag, den 21. September, Gottesdienst in Itoupava Rega, nachmittags 2 Uhr in Brago do Sul. Pfarrer Gabler.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, den 10. August, Gottesdienst in Timbo; danach Singen mit den nächsten Konfirmanden. Nachmittags 1 1/2 Uhr, in Beneditto Novo (Stadtplatzschule): Sitzung der großen Kommission in Sachen des Kirchbaus.
Sonntag, den 17. August, Gottesdienst in Rio Abda.
Sonntag, den 24. August, Gottesdienst in Cedro Alto.
Sonntag, den 31. August, Gottesdienst in Santa Maria.
Sonntag, den 7. September, 10 Uhr: Gottesdienst in Carijos. Danach Singen mit den nächsten Konfirmanden. Nachmittags 3 Uhr, Gottesdienst und heiliges Abendmahl in der Obermühle.
Sonntag, den 14. September, Prüfung und Einsegnung der Konfirmanden in Beneditto novo (Schule Morauer). Im Anschluß daran heiliges Abendmahl. Pfarrer Krause.

Evangelische Reisepredigt in Bella Alliança.

Sonntag, den 10. August, Konfirmation und heiliges Abendmahl in Lontra.
Sonntag, den 17. August, Konfirmation und heiliges Abendmahl in Süddarm, nachm. Konfirmation und heiliges Abendmahl in Lontra.

Evangelische Gemeinde Badensfurt.

Sonntag, den 24. August, Gottesd. in Badensfurt. Die Taufen finden vor dem Gottesdienst statt. Nach dem Gottesdienst Sprengelversammlung. Beratung über eine würdige Feier des 50-jährigen Gemeindejubiläums.
Sonntag, den 31. August, Gottesdienst in Itoupavazinha, nachmittags Gottesdienst in Fortaleza, Annahme der Konfirmanden.
Sonntag, den 6. September, Gottesdienst in Alto Rio do Tesio. Pfarrer Radlach.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

Sonntag, den 10. August, Konfirmation und heil. Abendmahl in Rio da Luz.
Sonntag, den 17. August, Gottesdienst in Pommerode. Pfarrer Bürger.

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, den 10. August, Missionsfest in Itajahy.
Sonntag, den 17. August, Missionsfest in Brusque.
Sonntag, den 24. August, Gottesdienst in Brusque.
Sonntag, den 31. August, Gottesdienst in Brusque.
Sonntag, den 7. September, Gottesdienst in Brusque. Pfarrer Hobus.

Evangelische Gemeinden S. Bento und Humboldt.

Sonntag, den 10. August, Gottesdienst in S. Bento und Wunderwaldstr.
Sonntag, den 17. August, Gottesdienst in Humboldt.
Sonntag, den 24. August, Gottesdienst in S. Bento und Serrastrasse.
Sonntag, den 31. August, Gottesd. in S. Bento und Bechelbronn.
Sonntag, den 7. September, Gottesd. in S. Bento und Wunderwaldstrasse.
Sonntag, den 14. September, Gottesdienst in Humboldt. Pfarrer Ortman.

Evangelische Gemeinde Florianopolis.

Sonntag, den 10. August, Abschiedspredigt P. von Gehlen in Florianopolis. Pfarrer von Gehlen.

Verantwortlicher Schriftleiter: W. Mummelthay.

Druckerei des Urwaldsboten, Blumenau, Santa Catharina, Südbrafilien.